36 Illustriertes Sonntagsblatt 1898

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Maria.

Ein Frauenbild aus dem wirklichen Leben.

Von A. vom Rhein.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Bergwerksbesitzer Fedor Riehl saß seit einer halben Stunde an seinem Schreibtische und schrieb mit einer Hast, als ob es das Leben gelte. Manchmal hielt er plötzlich inne, blätterte nervös in einem vor ihm liegenden Buche, oder überflog die Zeilen eines seitwärts liegenden umfangreichen Briefes, um dann mit erneuter Hast die Feder über das Papier gleiten zu lassen.

Eine Stunde mochte er so geschrieben haben, als er sich langsam in seinen Stuhl zurücklehnte und mit einem tiefen Seufzer den Kopf in die Hand stützte.

„Wenn sich die Sache nicht bald reparieren läßt," murmelte er, „bin ich ein ruinierter Mann."

Sein mächtiger auf Intelligenz deutender Kopf sank auf die Brust herab. Regungslos saß er da, aber in seinem Innern gährte es wie in einem Vulkane.

„Die Grube war ohnehin unrentabel," fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräche fort, „und meine Lage durch den Ankauf derselben schon lange eine recht prekäre. Daß sie jetzt unter Wasser gesetzt ist, schlägt dem Faß den Boden aus. Mir freilich könnte die Wendung, die ich kommen sah, nur angenehm sein, denn besser das Gebäude stürzt heute zusammen, als daß ich mich noch monatelang quäle und dann doch unterliege. Aber die Familie," seufzte er. „Was soll aus meinem Weib und meinen unversorgten Töchtern werden, was namentlich aus Maria, der sich nach langem Leiden erst jetzt ein Hoffnungsstrahl für die Zukunft zeigte? — Wird Mollert die Tochter des bankerotten Riehl auch heimführen wollen?

Ein spöttisches Lächeln flog über seine Züge. — Nachdenklich zog er seine schwere goldene Uhr aus der Tasche. „Schon halb acht," rief er erschrocken und sprang auf. „Es ist die höchste Zeit, wenn der Brief noch fort soll."

Heftig zog er die Klingel.

„Wenn Mollert nur die Tochter des vermeintlichen reichen Grubenbesitzers heiraten wollte," kicherte er, unruhig im Zimmer auf- und abschreitend, „dann braucht Maria ihm eigentlich keine Thräne nachzuweinen. Ein Goldvögelchen ..."

Es klopfte.

Auf das Herein Riehls betrat ein junger Mann das Zimmer, dem man unschwer die Rolle des Dieners aus dem Gesichte ablesen konnte. Zaghaft blieb er an der Thüre stehen.

„Fritz," wandte sich der Grubenbesitzer an den Eintretenden, „hier ist ein sehr eiliger Brief. Derselbe muß unbedingt heute noch fort. Das ist aber nur möglich, wenn Sie an den Zug gehen, der acht Uhr zwei Minuten die hiesige Station verläßt. Beeilen Sie sich, denn der Weg ist weit. Lassen Sie alles andere liegen und laufen Sie hinaus. Den Brief werfen Sie direkt in den Zug. Verstanden?"

Der Diener nickte.

„Dann fort," befahl Riehl mit einer energischen Handbewegung. Die Thüre fiel ins Schloß — er war wieder allein.

„Wie die Frauen den Schlag ertragen werden?" flüsterte er, seinen unterbrochenen Spaziergang durch die Stube von neuem aufnehmend. „Ja, wenn Horstmann nicht wäre, dann ließe sich vielleicht das Schlimmste noch abwenden! Aber der und Meyer lassen mich nicht los. Ha," knirschte er und seine Fäuste ballten sich, „für diese Vampyre quäle ich mich nun schon seit Jahr und Tag ab. Sie stecken mühelos ein, was ich mit saurem Schweiß erübrige und mir bleibt weiter nichts, als das bischen Leben. Es ist gut, daß es zu Ende geht!"

Ein Frauenkopf schob sich leise durch die Thüre. „Papa," klang eine helle Stimme dem Herrn des Zimmers entgegen, „bist Du mit Deiner Arbeit noch nicht fertig? Es ist acht Uhr und wir warten auf Dich mit dem Abendbrot."



Aufmerksame Zuhörer. Von F. v. Defregger. (Mit Text.)
Photographieverlag von Franz Hanfstängl.

Riehl war stehen geblieben. „Du bist es, Maria?" fragte er fast verwundert, „ich habe just an Dich gedacht."

„An mich, Papachen?" lachte das junge Mädchen und war mit einem Satze mitten im Zimmer. „Das ist nett von Dir. Hoffentlich hast Du Gutes von mir gedacht."

„Wie man's nimmt," versetzte der Vater. „Ich dachte daran, was Du wohl für ein Gesicht machen würdest, wenn Mollert sein gegebenes Wort aus irgend einem Grunde zurückziehen sollte."

Das junge Mädchen faßte mit der Hand nach dem Herzen und seine Wangen wurden um eine Schattierung bleicher. „Das wird nicht passieren, lieber Papa," kam es dann leise von ihren Lippen. „Waldemar liebt mich doch und ich gebe ihm wahrlich keine Veranlassung, mit mir unzufrieden zu sein."

„Ich hoffe, daß Du recht behältst, mein Kind," entgegnete Riehl ernst, „nützlich ist es aber jedenfalls, wenn der Mensch selbst auf die schlimmsten Eventualitäten gefaßt ist. Doch nun komm zu Tisch, damit Mama und die andern Geschwister nicht noch länger auf uns warten müssen."

* * *

Fedor Riehl war ein Mann, der es durch Fleiß und Umsicht zu etwas brachte. Er war früher Steiger gewesen und hatte sich durch unermüdlichen Fleiß und Sparsamkeit bis zum Bergwerksbesitzer em-

vorgearbeitet. Anfänglich war ihm das Glück hold und sein Wohlstand vermehrte sich rasch und ansehnlich, dann aber kehrte ihm die launische Göttin mit einem Male den Rücken und schneller, als er es gewonnen, zerrann sein Vermögen wieder. Immerhin aber würde ihm eine bescheidene Wohlhabenheit geblieben sein, wenn er sich vor zwei Jahren nicht durch Spekulanten zum Ankauf einer Erzgrube hätte bewegen lassen, die ihm, den Schilderungen zufolge, goldene Berge bringen, in Wahrheit aber seinen Ruin herbeiführen sollte.

Riehls Ehrgeiz vertrug es nicht, daß sein Wohlstand langsam sank und nichts schien ihm entsetzlicher, als von der einmal erreichten Höhe herabzusteigen. Auf diese Charaktereigenschaft des starken Mannes hatten Horstmann und Meyer gerechnet, als sie Riehl die erwähnte Erzgrube anboten. Letzterer glaubte, seiner Energie werde es gelingen, der Erde unermeßliche Schätze des begehrten Metalls zu entreißen und die erlittenen Verluste bald wieder zu ersetzen, und die beiden ersteren hatten ihn in dieser Meinung nach Kräften bestärkt. Da es Riehl an den nötigen Barmitteln zum Ankauf des Schachtes fehlte, so boten die Spekulanten ihm in zuvorkommender Weise die erforderliche Summe an und ersterer war unvorsichtig genug, die Offerte anzunehmen. Damit befand er sich in den Händen der beiden, aus denen er nicht mehr loskommen sollte.

Zwar stieß Riehl bei seinen mit Eifer und Unerschrockenheit ins Werk gesetzten Arbeiten auf eine vielversprechende Erzader, allein schon nach wenigen Wochen war dieselbe verstopft und trotz aller Anstrengungen fand man hernach nur noch Spuren des kostbaren Metalls. Riehl ließ sich nicht entmutigen. Mit verdoppeltem Eifer arbeitete er weiter, hoffend, in größerer Tiefe auf neue ergiebige Adern zu stoßen, allein seine Hoffnung erwies sich als trügerisch. Seit mehr als einem Jahre arbeitete er mit gewaltigem Verluste. Was er in seinen andern Gruben gewann, mußte er bei der Erzgrube zusetzen und nur mit Mühe hielt er sich über Wasser. Alle Vorstellungen bei Horstmann und Meyer, denen er diesen unglückseligen Besitz zu verdanken hatte, ihm einen Teil der übernommenen Verbindlichkeiten zu erlassen, waren vergeblich; mit kaltem Egoismus forderte man von ihm die Verzinsung des Kapitals und pünktliche Einhaltung der vereinbarten Amortisierung.

Mit einer Zähigkeit, wie sie nur der Ehrgeiz zu verleihen vermag, kämpfte Riehl gegen den Zusammenbruch seiner Firma, da — traf ihn heute früh die Nachricht, daß die Grube plötzlich unter Wasser gesetzt worden sei. Sein Steiger hatte ihm die Hiobspost in einem Eilbriefe gemeldet und hinzugefügt, daß nach seiner Auffassung an ein Auspumpen und eine erneute Inbetriebsetzung kaum zu denken sei. Die Kosten, so fügte der erfahrene Mann hinzu, würden auf Jahre hinaus jeden aus der Grube zu erhoffenden Gewinn verschlingen.

Riehl hatte vorhin in einem ausführlichen Briefe seine Ansicht zu dem Falle ausgesprochen, die notwendigsten Anweisungen gegeben, vor allzuschneller Entmutigung gewarnt und seine Ankunft für den nächsten Tag in Aussicht gestellt.

Bei der Abfassung dieses Briefes und seinem Monolog über das, was kommen werde, lernten wir ihn kennen.

Des Bergwerksbesitzers Familie war eine recht große. Fünf Söhne und vier Töchter trugen seinen Namen, von welch letztern Maria die älteste war. Sie war der Liebling des Vaters wie der Mutter, was zum Teil darin seinen Grund hatte, daß das junge Mädchen als Kind gehinkt und während ihres langen Leidens, von dem sie ein tüchtiger junger Arzt nach mehrfachem chirurgischem Eingreifen glücklich heilte, eine wahrhaft engelhafte Geduld und Selbstbeherrschung an den Tag gelegt hatte. Sie war der Engel des Hauses, ihr Erscheinen schlichtete jeden Streit, beruhigte die Gemüter, versöhnte die Geister und nur sie durfte es wagen, den heftigen und jähzornig veranlagten Vater bei seinen Arbeiten zu stören. Stieg auch manchmal in Riehl, wenn sein Töchterchen zu ihm schlich und leise einen Wunsch vorbrachte, einer Zorneswelle ob der verursachten Störung auf, so glättete sich alsbald seine Stirne wieder, wenn sein Kind in seiner sanften einschmeichelnden Weise zu ihm sprach.

„Nun ja, mein Schatz," pflegte allemal eine solche Unterredung zu schließen, „ich will Dir auch diesmal Deinen Willen thun. Aber nun störst Du mich auch nicht mehr, nicht wahr?"

„Ich werde Deine Thüre wie ein leibhaftiger Cerberus bewachen," scherzte dann die Kleine und schlang ihren Arm um des Vaters Nacken, „heute soll keine sterbliche Seele Dich wieder belästigen."

Was Wunder, daß Riehls Gedanken sich ganz besonders mit der Zukunft dieses Kindes beschäftigten. Ein junger Baubeflissener Namens Waldemar Mollert hatte an dem sanften, treuherzigen Mariechen Gefallen gefunden und ihm Herz und Hand angeboten. Freudig hatte das junge Mädchen eingeschlagen und auch die Eltern hatten sich über diese Wendung im Geschicke ihrer Lieblingstochter von Herzen gefreut. Als die Verlobung des jungen Paares gefeiert wurde, galt Riehl für einen sehr reichen Mann und man beneidete Mollert allenthalben um sein Glück. Das war jetzt mit einem Schlage anders geworden, der Ruin schien unabwendbar und der welterfahrene Vater gedachte nicht ohne ernste Sorgen des Eindruckes, den der Zusammenbruch seines Hauses auf den Verlobten seines Kindes machen werde. Während das Herz seiner Tochter nichts als Liebe ahnte und sah, bangte dem gereiften Mann vor dem Gedanken, daß Mollert mehr auf sein vermeintliches Geld, denn auf die Hand seines Töchterchens spekuliert haben könnte.

2.

„Pumpen — — pum — — pen — ihr Leute," stöhnte Riehl und warf sich ungeduldig auf seinem Lager hin und her.

Maria, welche am Krankenbette des Vaters saß und aufmerksam jede Bewegung des Leidenden beobachtete, streichelte sanft seine Hand und wischte ihm den Schweiß von der Stirne.

„Pumpen — pumpen," schrie er plötzlich von neuem, „sonst — — kommt — — Horstmann — und ich — bin — bankerott. — — Lie — ber — tot als — — das."

Fedor Riehl war vor zehn Tagen zu seiner gefährdeten Erzgrube hinausgefahren und hatte, wie so oft in früheren Zeiten, persönlich thätig mit eingegriffen. Weder gute noch herbe Worte hatte er gespart, um die Kraft seiner Leute aufs äußerste anzuspornen, aber alles war vergebens gewesen. Die Grube war und blieb ersoffen. Riehl war schließlich selbst in den Schacht hinabgefahren, um sich vom Stand der Dinge zu überzeugen und bei dieser Gelegenheit hatte er sich eine schwere Erkältung zugezogen, die in eine Lungenentzündung überging. Der behandelnde Arzt machte bei dem hohen Alter des Patienten eine sehr ernste Miene und hatte sorgsamste Pflege dringend angeordnet. Maria hatte es sich nicht nehmen lassen, den Vater zu pflegen und der Kranke hatte ob dieses Entschlusses sein Kind dankbar angeblickt. Die Mutter trat ihrer Aeltesten die verantwortungsvolle Stelle um so beruhigter ab, als sie des Gatten Zuneigung zu derselben, sowie Marias Geduld und Sanftmut kannte und als sie selbst ihrer ganzen Kraft und Energie bedurfte, um den Herrn des Hauses nach außen zu vertreten und den auf sie einstürmenden Dingen zu begegnen.

In seinen Fieberphantasien beschäftigte sich der Leidende fortgesetzt mit seiner Erzgrube und seinen durch dieselbe ins Schwanken gebrachten Vermögensverhältnissen. Mit tiefer Bekümmernis lauschte die ahnungslose Tochter seinen verzweifelnden Ausrufen und es gab ihr allemal einen Stich ins Herz, wenn der Kranke die Worte Horstmann", „Ruin", „Geld", „Bankerott" ausstieß.

Riehl pflegte zu seinen Angehörigen über seine geschäftlichen Unternehmungen wenig oder gar nicht zu sprechen. Er hielt seine Schultern für stark genug, diese Sorgen allein zu tragen und nur in Ausnahmefällen unterrichtete er sein Weib durch kurze Mitteilungen. Von den Kindern suchte er jede materielle Sorge möglichst fernzuhalten, und seine ganze Erziehungsweisheit nach dieser Richtung gipfelte in dem Satz: „Gönnt ihnen die sorgenfreie Zeit, das Leben wird ihnen schon noch übel genug mitspielen und an Kummer und Sorgen wird es ihnen auch ohne mich nicht fehlen."

Obwohl Maria sonach in völliger Unkenntnis über die Vermögenslage des Vaters war, glaubte sie doch aus dessen Fieberträumen zu erkennen, daß drohende Wolken sich über der Eltern Haupt zusammenballten. Isidor Horstmann, dieser aalglatte Immobilienmakler mit dem freundlichen Gesicht und devoten Rücken, war ihr in der Seele zuwider und dieser Mann beschäftigte selbst jetzt den kranken Vater unausgesetzt. Ihr reines Herz ahnte, daß von dieser Seite der Vernichtungsschlag kommen werde, wenn die im Fieber ausgestoßenen Worte des Leidenden nicht reine Phantasien waren, sondern mit der Wirklichkeit in Zusammenhang stehen sollten.

„Maria — — weine — nicht, mein — Kind," kam es seufzend von des Kranken Lippen. „Laß — ihn — laufen, er hat nur Dein, nein — mein Geld — gewollt. Weine nicht — Kind — er ist — es nicht — wert."

Riehl warf sich ungestüm hin und her. Plötzlich erhob er sich im Bette und richtete den irren Blick auf seine Tochter.

Maria, deren Herz bei des Vaters Worten zu stocken schien, drückte den Patienten sanft in die Kissen zurück. „Sei ruhig, lieber Papa," flüsterte sie, „ich weine nicht, sondern bin ganz wohlgemut. Werde Du nur erst wieder gesund, dann mag kommen, was will."

Ein zufriedenes Lächeln glitt über die Züge des Kranken, matt hob er die Hand und streichelte seinem Töchterchen die Wangen, dann schlummerte er wieder ein. Nach wenigen Minuten nahmen von neuem Delirien seinen Geist gefangen und vernehmlich sprach er: „Ich bin — nicht — bankerott — —. Meine Aktiva — sind — — grö — ßer — als — — die Passiva. Horst—mann — und Meyer — schnü — ren — mir — die — — Kehle zu."

* * *

Drei Tage später wurde Fedor Riehl zu Grabe getragen. Das Herz des fast sechzigjährigen Mannes hatte den Anforderungen, welche das Fieber an dasselbe stellte, nicht mehr zu genügen ver-

macht. Die Lungenentzündung setzte seinem arbeitsreichen Leben ein Ziel. Die große Menge Leidtragender, welche seiner sterblichen Hülle folgte, zeugte von der allgemeinen Beliebtheit, deren er sich erfreute.

Mußte es bei dem Charakter des Verstorbenen seinerseits als eine Gunst des Schicksals betrachtet werden, daß ein rascher Tod ihm die Pein ersparte, den totalen Zusammenbruch seines Hauses erleben zu müssen, so war andererseits der Verlust des Oberhauptes und besten Ratgebers für die Hinterbliebenen ein Schicksalsschlag von erschütternder Wirkung.

Hilflos und unwissend standen Mutter und Kinder den vielverzweigten und verstrickten geschäftlichen Unternehmungen des Vaters gegenüber und verzweifelnd rangen sie manchmal die Hände. Nur Maria, des Verstorbenen Liebling, verlor die Fassung nicht und suchte die Mutter nach Kräften zu trösten und zu unterstützen.

Barg die letztere schluchzend das Gesicht in die Hände, so trat die Aelteste wie ein guter Genius an ihre Seite und flüsterte: „Sei zufrieden, Mütterchen, Gott verläßt uns nicht. Wir wollen alle arbeiten, so viel wir können und dann wird es gewiß gehen. Sorge Dich nicht um uns, richte den Blick nach den Sternen, von wo Schmerz und Leid, Glück und Freude kommen."

Mit einer Thatkraft und Energie, welche die zarte Mädchengestalt nicht hätte vermuten lassen, half Maria der Mutter bei der Ordnung der schwierigen Verhältnisse. Alles machten die Frauen allein, jede unnötige Ausgabe wurde vermieden, überall mit der größten Sparsamkeit gewirtschaftet, aber dennoch gelang es ihnen nicht, das drohende Verderben aufzuhalten.

In immer größerer Zahl und mit wachsender Dringlichkeit machten nach Riehls Tode die Gläubiger ihre Forderungen geltend. Aber während die meisten auf Bitten der Gattin sich zu gedulden versprachen, um einen thunlichst günstigen Verkauf der vorhandenen Wertobjekte zu ermöglichen, erwiesen sich Horstmann und Meyer den Hinterbliebenen gegenüber von einer empörenden Schonungslosigkeit. Unerbittlich bestanden sie auf sofortige Erfüllung der schwebenden Verpflichtungen, und selbst Vorstellungen Dritter vermochten die Herzen dieser Menschenfreunde nicht zu erweichen. Die unabwendbare Folge war die Konkurserklärung der Firma Fedor Riehl, und damit war der Ruin derselben so gut wie besiegelt. Denn während bei einem gemütlichen Vergleich oder einer ruhigen Geduldung der Gläubiger sich Zeit und Gelegenheit gefunden haben würden, die vorhandenen Aktiva vorteilhaft zu verkaufen, kam jetzt alles unter den Hammer und wurde zu Schleuderpreisen veräußert. Das war freilich die Absicht der Dränger, denn ihnen, als den Hauptgläubigern, fiel das meiste zu. Während im Falle eines Verkaufsabschlusses unter der Hand die Aktiva die Passiva ohne Fehl überstiegen haben würden, d. h. jeder Gläubiger zu seinem Gelde gekommen und selbst für die Hinterbliebenen noch ein kleines Restchen des ehemaligen vom Vater erarbeiteten Vermögens geblieben wäre, verfiel nun die Familie der bittersten Armut. Apathisch ließen jetzt Mutter und Kinder alles geschehen, und selbst die mutige und kluge Maria fand nicht mehr die Kraft, gegen die Schamlosigkeit des Mannes anzukämpfen, der bis zum letzten Atemzuge den daheimgegangenen Vater beschäftigt hatte. Sogar das Eingebrachte der Mutter nahm Horstmann an sich und arm wie Hiob, nicht wissend, wo sie das Haupt zur Ruhe niederlegen sollten, verließ die tiefgebeugte Witwe die Stätte, an welcher sie ein Vierteljahrhundert hindurch in treuer häuslicher Pflichterfüllung gewirkt hatte, die Kinder das Haus, in welchem sie das Licht der Welt erblickt, der Jugend goldene, sorgenfreie Tage erlebt hatten. —

Der Abzug der Hinterbliebenen Fedor Riehls von Haus und Hof war ein ergreifender. Laut schluchzend, geführt von ihren beiden ältesten Töchtern, verließ die Mutter das Haus. Vergeblich hatte sie bis zum Augenblick gegen das tiefe Weh des Herzens angekämpft und äußerlich die Ruhe zu bewahren gesucht. Als es aber zum Abschied kam, überwältigte das arme Weib der Schmerz und ein herzerschütternder Schrei des Jammers machte der gepreßten Brust Luft. Händeringend machte sie sich von ihren Kindern los und eilte nochmals in das Haus zurück. „Fedor, Fedor," klagte sie, daß es einen Stein erbarmt hätte, „weshalb ließest Du mich mit meinem Jammer allein zurück!"

Auch über der Kinder Wangen rollten dicke Thränen, obwohl ihre jugendlich-elastischen Herzen den Abschied vom Elternhaus weniger hart empfanden und den herben Kummer des Mutterherzens nicht einmal völlig verstanden.

Laut heulend sprang Hektor, der treue Wächter, an der Kette empor, als Frau Riehl mit ihren Kindern über den Hof schritt. Liebkosend streichelte das gebeugte Weib das anhängliche Tier, während von neuem Thränen in ihre Augen traten. „Leb' wohl, du gutes, treues Tier," flüsterte sie mit zitternder Stimme, „auch dich muß ich verlassen. Nichts, nichts ist mir geblieben."

Das kluge Vieh schaute seine Herrin mit seinen hellen Augen verständnisinnig an, immer und immer wieder leckte es ihre Hand und reichte die Pfoten, als ob es sagen wollte: „Laßt mich nicht zurück bei fremden Menschen, nimm mich mit Dir." Es war ein rührendes Bild.

Als Frau Riehl sich dann endlich zum Gehen wandte, gebärdete sich der Hund wie rasend und noch lange tönte den Heimatlosen das Geheul ihres vierfüßigen Freundes in die Ohren.

3.

Bei einer befreundeten Familie fanden die Hinterbliebenen Fedor Riehls für einige Tage Unterkunft. Dann suchte Maria für die Mutter ein bescheidenes, möbliertes Zimmer, die jüngern Geschwister wurden durch ihre Vermittlung leidlich untergebracht und die ältern vereinigten sich dahin, für den Unterhalt der Mutter gemeinsam zu sorgen. Drei Schwestern sollten Stellungen annehmen, Maria hingegen auf Wunsch der Mutter bei ihr bleiben und durch Handarbeiten ihr Teil beizusteuern suchen. Allein es zeigte sich, daß die opferwillige Aelteste selbst bei der größten Anstrengung sechzig bis siebzig Pfennig am Tage zu verdienen vermochte, da die Preise für weibliche Handarbeiten durch die Konkurrenz junger Landmädchen auf eine Stufe herabgedrückt waren, daß nur noch jene dazu zu greifen vermochten, die auf Erwerb nicht zu sehen brauchten, sondern lediglich ein Taschengeld sich verdienen wollten.

Maria plante daher ebenfalls die Annahme einer Stelle, freilich am Platze, damit sie wenigstens früh und spät bei der Mutter sein könne. Sie zögerte lediglich noch aus Rücksicht für ihren Bräutigam, der sich in K. befand und den sie seit mehr als sechs Wochen nicht mehr gesehen hatte. Beim Tode des Vaters hatte er sein Ausbleiben mit Krankheit entschuldigt, aber für bald sein persönliches Erscheinen in Aussicht gestellt. Inzwischen war die Familie Riehls in völlige Mittellosigkeit versunken.

Marias Unschlüssigkeit sollte ein ebenso jähes wie unerwartetes Ende finden. Im Begriffe, an ihren Bräutigam zu schreiben, um seine Ansicht bezüglich Annahme einer Stelle ihrerseits kennen zu lernen, erhielt sie durch die Post folgenden Brief:

„Liebe Maria!

Ich habe von dem Konkurs Deines Vaters gelesen. Als wir uns verlobten und ich Dir mein Wort gab, glaubte ich die Tochter eines reichen Mannes zur Braut zu haben.

„Meine Carriere erfordert Geld, viel Geld. Ich kann daher nur ein Mädchen zur Frau nehmen, das eine ansehnliche Mitgift aufzuweisen hat. Ich muß also, so leid es mir thut, Dir Ring und Wort zurückgeben und erwarte von Dir, daß auch Du mich unter den völlig veränderten Verhältnissen frei giebst. — Werde glücklich!

„K., 2. August 1871. Waldemar Mollert."

Die Braut ließ die Hände in den Schoß sinken und blickte lange und unverwandt ins Leere. Jeder Blutstropfen schien aus ihrem Gesicht gewichen zu sein, so bleich und ruhig saß sie da. Keine erleichternde Thräne machte dem gepreßten Herzen Luft, und erst als die Mutter sich ihr näherte und sie nach den empfangenen Nachrichten fragte, stahlen sich Schmerzensthränen in ihre Augen.

Das war selbst dem starken entsagungsvollen Herzen der Aeltesten zu viel. An diese Wendung hatte sie nicht gedacht und nie geglaubt; sie hielt die Allgewalt der Liebe für mächtiger und göttlicher als schnöden Geldgewinn und zum erstenmal erhielt ihre vertrauende Menschenliebe einen empfindlichen Stoß.

Stumm reichte sie der Mutter den Brief.

(Fortsetzung folgt.)

Lachende Sonne.

Eine Novelle von Wilhelm Fischer. (Nachdruck verb.)

Aschgrau hingen die Wolken zur Erde nieder. Der nahende Föhn trieb Blätter und Blüten durch die Luft .... Bald senkten sich die Hagelwolken; anzuschauen waren sie wie Flammen im Qualm der Feuersbrunst, die am hellen, lichten Tage ausbricht; so gelb und so dräuend. Der Donner setzte ein; den Blitz, der ihm sonst vorangeht, sah ich nicht; schwer vielen erst Regentropfen herab und dann begann die Sündflut.

Der Hagel prasselte nieder; die Blitze zuckten; der Donner rollte ununterbrochen; von den Bäumen knackten die Aeste herab; der Himmel gährte, und in den Straßen rasten kleine Gießbäche. Und der Sturm! Hei, Hussa ... denn frei waren die Straßen, die zu Gossen wurden, — unumschränkt tobte er, und kein Mensch war zu sehen.

Einsam saß ich in meiner Schenke und starrte nachdenklich in das wilde, zermalmende Chaos; ich fieberte vor Aufregung und zitterte vor der Majestät der Naturgewalt, vor Gott, dem Allmächtigen...

Bald war alles vorüber....

Die Sonne lachte wieder.

Da tippte mir jemand leicht auf die Schulter; ich schrak aus meinem Sinnen auf, und, krank in der Seele, warf ich dem, der mich gestört, die banale Frage hin, was er wünsche.

„Was ich wünsche! Ei, schaut den jungen Herrn; was ich weiß, das ist etwas anderes.“

Ich schaute ihn groß an; in meinen Augen muß etwas zu lesen gewesen sein, das ihn bewog, sich mir gegenüber auf den abgenutzten Stuhl zu setzen. „Nicht, das war wunderbar, junger Herr!“

Ich konnte den funkelnden Blick seiner irrenden Augen nicht vertragen, wich ihm aus und murmelte irgend eine höfliche Phrase.

„Wie diese Sonne wieder lacht; närrisch nicht, Herr!?“ meinte er und kicherte seltsam vor sich hin.

Ich nickte blos mit dem Kopfe und blickte dann wiederum träumerisch hinaus; was galt mir der seltsame alte Kauz, der mit seinen grauen Haarsträhnen und dem zerzausten weißen Bart aussah wie Ahasver, der ruhelose Spötter.

„Wie diese Sonne lacht,“ wiederholte er, „wie sie lacht über das Elend dieser Stunde, über die verwüstete Ernte, das zerschlagene Getier und das zertrümmerte Glück.“

„Die lachende Sonne unter den Weibern, junger Herr,“ hub er dann wieder an, „der mild glänzende Mond am Sternenhimmel, das war sie mir. Und ich war häßlich und arm; aber ich verstand zu denken und meinen Gedanken Ausdruck zu geben; ich mochte anders gewesen sein als die anderen, und deshalb küßte sie mich einst . . . Alle meine Vernunft brach damals zusammen, ich sah nicht mehr mit diesen beiden Augen, hörte nicht mehr mit diesen beiden Ohren, und wenn sie mir beweisen wollten, daß sie mit mir tändelt, mit diesen beiden Fäusten zermalmte ich die Verläumder.“

Er streckte seine beiden kräftigen Arme aus und ließ mit voller Wucht die beiden Fäuste auf den eichenen Tisch fallen, daß er in seinen Fugen erzitterte und die Gläser klirrten.

„Maria war eigentümlich; es schien mir oft, als hätte sie es bereut, mich geküßt zu haben; ja, ja, mir schien es oft so. Und das machte mich elend; allein ich gab die Hoffnung und den Glauben an sie deshalb nicht auf.“

„Wer war sie?“



An den Hohneklippen im Harz. Nach einem Gemälde von H. Frische. (Mit Text.)

„Furchtbar,“ sagte ich halblaut; er mußte es jedoch gehört haben, denn er bog sich zu mir hinüber und raunte mir zu:

„Furchtbar, junger Herr, war das alles nicht; ich, glaubt das mir, habe erlebt, was furchtbar ist in dieser Welt.“

Ich blickte überrascht zu ihm hinüber.

„Ja, ja; schaut mich nur so verwundert an, ich habe unter lachender Sonne etwas erlebt, das furchtbarer ist, als Menschen ahnen . . . Ich erzähle es Euch; Ihr gestattet es doch.“

„Erzählet, habt die Güte, Alter; ich bin begierig.“

Er fuhr mit der knöchernen Hand durch den Bart.

„Ich war auch einmal jung; und wie liebte ich sie, die stolze, rosige Maria, mit dem Kirschenmund, dem blonden welligen Haar, dem fröhlichen Lachen. Sie hatte Ursache, stolz zu sein, denn sie war schön und gefeiert . . .“

Er unterbrach sich jäh; und ein paar schwere Thränen rieselten ihm in den zottigen Schnurrbart.

„Wer sie war!“ Das war es ja, was mich am meisten quälte. Sie war die Tochter eines Wirtes, bei dem wir alle verkehrten. Der Mann war wohlhabend und spielte in der Stadt eine große Rolle.“

„Und sie?“

„Und sie?“ wiederholte er . . . dann schwieg er auf einige Sekunden . . . „Sie!?“ zauderte er wieder . . . Sie war schön, und ich liebte von jeher das Schöne! . . .“

„Ihr, die Ihr arm waret!“ meinte ich achselzuckend.

„Was ist heute arm und was war ehemals reich, junger Herr!“ brauste er auf.

Jetzt interessierte er mich.

„Zu meiner Zeit, junger Herr,“ fuhr er fort, indem er im Brustton der Ueberzeugung sprach, „zu meiner Zeit war ein junger Kerl mit hellem Kopf und groben Gliedern nicht arm. Heute mag das anders sein. Doch laßt mich das Gräßliche Euch erzählen. Ihr werdet staunen. In der Wirtschaft des alten Hafermann, dies der Name des Vaters meiner Geliebten, verkehrte etwa acht Tage ein



All Heil! Originalzeichnung von Theodor Kleehaas.

seltsamer Gast, der unsere größte Neugier erweckte. Er war elegant gekleidet und geizte nicht mit dem Gelde; aber er saß stets allein, wehrte jede Annäherung ab; die anderen haben ihn niemals lächeln gesehen, ich sollte ihn lachen hören, so entsetzlich, daß ich noch heute erbebe, wenn ich daran denke.“ Er fuhr mit der knöchernen, ledernen Hand über die zerfurchte Stirn.

„Er kam jeden Tag, Herr, und blieb oft stundenlang; mir schien, als ob ihn die schöne Wirtstochter interessiere, denn seine glühenden Blicke hingen oft bewundernd an ihr und sein fahles, aschgraues Antlitz, das häßlich war wie das Gesicht eines bösen Dämons, belebte sich eigentümlich, sobald er sie sah.“

„Die Eifersucht, alter Herr, blickt scharf, aber schießt oft daneben“, meinte ich nur, um etwas zu sagen.“

„Möglich, daß ich eifersüchtig war; aber ich konnte nichts dafür; sie war zu kokett,“ kam es dumpf von seinen Lippen. „Und es freute sie, daß ich eifersüchtig war; es giebt ja auch Menschen, die sich an den Qualen anderer ergötzen. Ich war dumm genug, ihr durch meine Blicke, meine Vorwürfe zu verraten, wie sehr ich litt. Um mir, wie sie sagte, die Eifersucht abzugewöhnen, machte sie mich erst recht unglücklich. Insbesondere kokettierte sie mit dem steinernen Gast, wie die anderen ihn nannten. Er soll Italiener sein, raunten sie mir zu, und ein großer Künstler; wieder ein anderer erzählte mir, der Fremde sei ein berühmter Gelehrter. Endlich erfuhren wir, wer er war; ein Luftschiffer, junger Herr, der zuerst in unserer Stadt die kühne Auffahrt wagte. Die ganze Stadt sprach davon, und Männer wie Frauen rühmten begeistert den Mut des unheimlichen Fremden.“

Er schwieg erschöpft und leerte sein Glas Wein auf einen Zug; nach einer Weile hub er wiederum an: „Und sie! . . . Sie that ganz begeistert. Das ärgerte mich wieder und wütend behauptete ich, daß eine Fahrt im Luftballon weniger gefährlich sei, als eine Wanderung im Schachte. Ich würde jederzeit mitfahren. Sie lachte laut auf, zuckte die Achsel und ließ mich stehen. Des anderen Tages lud mich der Luftschiffer öffentlich zur Mitfahrt ein. Niemand meldete sich; auch ich hütete mich wohl. Wenige Stunden vor der Auffahrt flüsterte sie mir zu: es hat sich niemand gemeldet; auch Du nicht. Gut, so wisse denn, ich heirate keinen prahlerischen Feigling, keinen Schwächling, der vor den Wolken zittert.“

„Ich fahre!“ antwortete ich kurz, da blickte sie mich lange forschend und seltsam an.

„Wollen sehen“, sagte sie dann und eilte hinaus.“

„Verstandet Ihr etwas von der Luftschifffahrt, kanntet Ihr die Gefahren derselben?“

„Ich wußte davon nur, was ich gelesen hatte, und das war nicht viel, geschweige genügend. Ich hatte keine Ahnung von den Hilfsmitteln des Luftsteuerers, kaum wußte ich, was Ballast und Kompaß sei; ich weiß es heute nicht einmal; denn mir schaudert noch heute vor dieser Wissenschaft, die so manchen in die Tiefen des Todes geschleudert hat. Aber ich hatte mein Wort gehalten, und das zu halten, war ich von Jugend auf gewöhnt. Und so meldete ich mich. Ein satanisches Lächeln huschte damals über das welke und doch geistvolle Gesicht des Luftschiffers, und er warf mir einen Blick zu, vor dem mir bangte und der mir in die Seele schnitt. Der andere schien mein Zaudern zu verstehen, denn mit einer Liebenswürdigkeit und einer Beredsamkeit, die ich dem „steinernen Gast“ niemals zugetraut hätte, versuchte er mich in allgemeinen Wendungen mit dem Geheimnisse seiner Kunst vertraut zu machen. Er erklärte mir alles, und ich verstand nichts; mir zerriß nur der Gedanke die armselige Masse, die wir Gehirn nennen, der Gedanke an sie, und die Frage hämmerte in meinem Schädel, was wird sie sagen, wenn ich feig vor der Menge erscheine. Und er, der Teufel meines Glückes, er schildert mir die Gefahren der Auffahrt so natürlich, daß ich das Blut im Herzen stocken fühlte. Sein teuflisches Lächeln allein gab mir mehr als den Mut, es gab mir die Energie. . . .“

Ich schaute dem Alten in die Augen; wie sie lustig glänzten; wie der Wahnsinn, des Menschen größter Feind, aus ihnen sprach! Mein forschender Blick brachte ihn wieder aus seiner Extase; er schien sich gegen mich wappnen zu wollen, denn kalt und ruhig erzählte er von seinen Erlebnissen, als wären es die Erlebnisse eines anderen gewesen, der ihn und mich nichts angeht.

„Wir waren auf dem Weg zu ihr“, erzählte er dann. „Ich zuckte blos die Achsel, aber ich mied sein Auge. Er wurde schweigsam, und wortlos schritt er an meiner Seite; und mein Weg führte zu ihr. . . . Ich Narr der Eifersucht, was habe ich damals erduldet! . . . Heute ist alles verraucht, glaubt mir.“

Ich beruhigte ihn.

„Ihr habt Recht, wir irren alle, am meisten aber in unseren Leidenschaften, denn der Mensch ist im Weltall nicht mehr als nichts, vielleicht ist er sogar ein großer Irrtum. Ah, wenn er die Schuld im Gewissen spürt, betet er, und wenn er sich schuldlos glaubt, prahlt er, Herr dieser Welten zu sein; im Lachen der Sonne prahlt er! . . . Doch wozu die Philosophie,“ unterbrach er sich, „wozu Euch langweilen, junger Herr! . . .

„Maria war seltsam; sie begrüßte mich scheu, meine Blicke schienen sie zu verwirren. Und doch lachte sie wenige Minuten später wieder so hell und so herausfordernd auf, als ich meinen Freunden zurief, ich sei es, der mit dem „steinernen Gast“ auffahren würde bis zur Sonne, wenn es darauf ankäme. . . . Am nächsten Tage, nachmittags drei Uhr, stand ich neben ihm in der Gondel als der Befehl: „Los!“ erfolgte, und unter dem Hurrageschrei meiner Freunde und Feinde schossen wir kerzengerade in die Unendlichkeit hinein. Ich blickte hinab, wo sie stand, sie hatte ein weißes Kleid an; ich grüßte, sie dankte; dann entschwand sie meinen Blicken, die Welt, die ich ohne sie nicht achtete, lag unter mir und über mir; überall lachende Sonnen! Die Gondel schwankte; der Gasgeruch, der dem Ballon entströmte, betäubte mich fast, ich klammerte mich an die Seile fest. Da lachte der andere gräßlich auf und warf den Ballast aus, mit wilder Wut und wahnsinniger Hast; dabei murmelte er in seiner Sprache seltsame Worte, die ich nicht verstand; es schien mir, als fluche er . . . Mir graute vor ihm, aber ich ließ ihn gewähren, denn ich war in seiner Macht. Wir flogen so schnell in den blauen Aether, daß die Stadt und der glitzernde Strom unter mir kaum noch zu erkennen waren. Ich schaute entsetzt in die Höhe; das Ungetüm, das uns trug, schnaubte und pustete; seine Seidenwände knirschten im Netz und es schwankte hin und her. Mir schwindelte vor Angst, genügte doch ein Blick auf den Ballon, um aus dem Tapfersten einen Waschlappen zu machen. Ich setzte mich auf den Boden der Gondel und schloß die Augen; was lag mir in diesem Augenblick an dem andern und seinem unheimlichen Beginnen?“

„War er wahnsinnig?“

„Das nicht; aber er wollte sich töten!“

„Töten!?“

„Ja,“ nickte der Alte, „er wollte sich töten und dennoch christlich begraben sein.“

„Entsetzlich, aber, mein Gott, weshalb fuhr er denn nicht allein?“ frug ich überrascht.

„Ja,“ lachte der andere auf, „sie wollte es so; sie hat ihm das Versprechen abgerungen, und dann giebt es zwischen Himmel und Erde viele Dinge, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumt, Freund Horatio!“

Ich schwieg.

„Als ich nach einigen zehn Minuten die Augen wieder zu öffnen wagte, stand er kühn mit einem Fuß auf dem Rand der Gondel, mit dem andern stemmte er sich gegen den dünnen Boden; in der rechten Faust hielt er einen scharfen Dolch, mit dem er die schweren Stricke, welche die Gondel hielten, durchzuschneiden suchte.“

„Gräßlich!“

„Ja, gräßlich, Herr; ich wollte schreien, aber die Kehle war mir wie zugeschnürt, ein Ruck und das Seil war durchgeschnitten. Er grinste mir wahnsinnig zu und setzte dann das Messer an den zweiten Strick an. Jetzt ermannte ich mich; ich raffte mich auf, hielt mich an den schweren Stricken, welche die Gondel auf meiner Seite hielten, entschlossen, den Unglückseligen in die Tiefe zu stoßen. Aber noch war ich zu schwach. Ich konnte das Entsetzliche nicht verhindern, wieder ein Ruck! und die Gondel schwankte und senkte sich auf der Seite, wo er stand, langsam in die Tiefe. Jetzt wandte er sich grinsend zu mir und sagte dann mit verbindlichem Lächeln: „Gestatten Sie mir, daß ich auch diesen Strick durchschneide!“ damit deutete er auf den Strick, an dem ich mich hielt . . . Ich ließ ihn dicht an mich heran, dann versetzte ich ihm einen furchtbaren Tritt in die Magengegend; er brüllte auf, wankte zurück, verlor den Halt und stürzte blitzschnell Hals über Kopf in die schauerliche Tiefe; bald war er verschwunden.“ . . .

Ich zuckte vor Entsetzen zusammen; der Alte zupfte sich nervös den zottigen Bart; er schien nachzudenken.

„Das war wohl gräßlich,“ hub er nach wenigen Sekunden der Ueberlegung wieder an; aber es sollte noch entsetzlicher kommen. Durch den hinausgeschleuderten Menschenballast war der Ballon so leicht geworden, daß er rasend schnell in die Höhe stieg; außerdem schien sich die eine Seite der Gondel immermehr zu senken. Um vor allem geschützt zu sein, setzte ich mich auf den Rand der Gondel, band meine Beine fest und hielt mich an den Stricken. Bald führte mich der Riese über mir, den ich nicht zu beherrschen verstand, durch Wolken. Ich wurde so naß, als wäre ich in den Strom unter mir gefallen. Und dabei fror es mich wie im Winter; über den Wolken ist's kalt, junger Herr. Und der Ballon? Heisa, Herr, wie eine Kanonenkugel schoß er in die Luft. Unter mir ein Leichentuch von weißen Wolken und über mir schauderhaftschön die Erde mit all' ihrem Zauber; die fata morgana, Herr, hinter welcher der Tod lauert. Ich sah meine Heimatstadt wieder, aber ich wußte, daß ich über den Wolken war. Ich schrie auf, denn ich fühlte, wie der Wahnsinn mit meinem Schädel spielte. Rund herum im Kreise

schrie alles wieder; ein entsetzliches Echo. Die Todesangst zerrüttete meine Seele und der Angstschweiß stand mir auf der Stirne; der Kelch des Leidens war aber noch nicht an mir vorübergegangen; ich sollte ihn bis auf die Neige leeren . . . Aber Ihr habt ja kein Blut mehr im Gesicht, lieber Freund, trinkt, das überwindet alles."

Er stieß mit mir an; ich that ihm Bescheid und gestand ihm alsdann, daß mich seine Erzählung tief erschüttert hatte; da lächelte er matt und meinte, müde von den Erinnerungen:

„Geduld, junger Mann; es wird Euch die Seele zerschneiden, wie es mir Herz und eine Zeitlang den Verstand zerschnitten hat. Ich war so hoch gestiegen, daß ich kaum atmen konnte; der Ballon stieg immer langsamer und er blähte sich zum Zerplatzen. Aus Mund und Nase drang mir das Blut; ich kämpfte fast vergebens gegen die Schlafsucht an. In toller Verzweiflung weinte und schluchzte ich wie ein kleines Kind; ich, der robuste Mann, weinte. Da . . . ein scharfer Ruck und die Gondel senkte sich auf der anderen Seite derart, daß sie nur an den Stricken hing, die mich hielten. Und dazu lachte die Sonne und überall, wohin mein hilfeflehendes Auge hinirrte, leuchtende Sonnenstrahlen, ein Irrlichtzauber von himmlischem Reiz. Jetzt ergriff mich die Wut; ich beschloß, der Qual ein Ende zu bereiten, beschloß den Sprung in die Tiefe . . . Ja, ja die Ausführung ist schwerer wie die Absicht; die Hoffnung aber und der Gedanke an sie gaben mir Mut und Besinnung wieder. Um mich noch besser vor dem Absturz zu schützen, ergriff ich eine mir von der Höhe herab hängende Leine, zog dieselbe herunter und band mir den linken Arm an den Strick fest. Es giebt einen Gott, junger Mann, und was er thut, das ist wohlgethan; denket daran. Ich hatte die Ventilleine ergriffen, durch den Zug nach unten das Ventil geöffnet; das Gas entströmte langsam; bald senkte sich der Riese. Ich sandte erst ein Dankgebet an den Lenker des Schicksals, löste dann vorsichtig den Anker und warf einen Blick in die Tiefe. Ganz unten, dort wo früher ein weißes Leichentuch ausgebreitet schien, gähnten schwarze Wolken, aus denen kurze Blitze leuchteten und dräuender Donner rollte. Ich fühlte, wie mir das Blut in den Adern stockte, denn ich ahnte die Gefahr, die mir da unten drohte. An den kurzen und verschwommenen Blitzstrahlen merkte ich, daß ich hoch über dem Unwetter war, aber mein Ballon begann plötzlich rasch zu fallen. O, es giebt nichts Entsetzlicheres für manchen Menschen, als rasch in die Tiefe zu sinken. Der Atem stockte mir; ich wurde seekrank. . . . Und so hing ich denn, eine halbe Leiche, in den Stricken, Herr; ich fuhr so durch die Gewitterwolken, nichts erweckte mich, weder Donner noch Blitz, noch unter den Wolken strömender Regen. . . . Nach acht Tagen wachte ich im Spital auf; ich hatte keine Ahnung davon, was mit mir geschehen ist auf dem Wege über den Wolken bis ins Spital."

„Entsetzlich?" rief ich aus.

Da kicherte er in sich:

„Und vom Spital brachte man mich auf einige Monate ins Irrenhaus.

„Kein Wunder, alter Herr," meinte ich, „wer so Furchtbares verlebte, hatte Schonung der Nerven nötig."

„Furchtbares!" lachte er auf: „Das Furchtbarste war mir noch beschieden; als sie mich nach drei Monaten aus der Anstalt entließen — es war ein herrlicher Maimorgen, lachende Sonne, Herr — fand ich sie als das Weib eines anderen wieder. Ich hätte sie mit diesen beiden Fäusten erdrosseln können, aber ich lachte dazu wie die Sonne."

Er trank hastig aus, warf ein Geldstück auf den Tisch und eilte mit kurzem Gruß unstet hinaus.

Der Kellner brachte mir einige Minuten später die neueste Nummer des Tagblatts; im lokalen Teil fand ich die behördliche Bekanntmachung, daß der benachbarten Irrenanstalt ein gemeingefährlicher Geisteskranker, der in seinem Wahnsinn einst einen Aeronauten ermordet habe, entwichen sei; die Beschreibung paßte auf den zottigen Alten, mein Gegenüber von vorhin.

So begegnen sich die Menschen! . . .

Eine Buchdruckerei-Errichtungsurkunde.

Unter den hinterlassenen Papieren des Magister von Czlolspaczky befand sich eine Originalurkunde des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen vom Jahre 1718, betreffend die „Concession für Johann Christian Hilligern über Anrichtung einer Buchdruckerey in Halle", welche in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert ist. Der Wortlaut dieser Urkunde ist folgender:

„Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König in Preußen, Marggraff zu Brandenburg, des Heil. Röm. Reichs Ertzkämmerer und Churfürst 2c.: Nachdem Uns Unser Lieber Getreuer Johann Christian Hilliger umb Aller Gnädigster Concession, eine Buchdruckerey in Halle anzulegen und zu halten, allerunterthänigst angelanget und Gebethen, Und Wir dann auf vorher eingezogenen, Allergehorsamsten Bericht so woll von Unser Magdeburgischen Regierung, alß der dortigen Friedrichs-Universität, seine petito auf folgende Maße in Gnaden deferiret und statt gegeben; Alß Privilegiren, Concediren und Verstatten Wir aus der Uns Zustehenden Höchsten Macht und Gewalt, von Obrigkeit und Landes Herrschaft wegen, Ihn Johann Christian Hilligern, hiermit und in Krafft dieses Unseres Offenen Briefes, daß er in Unserer Stadt Halle, auf seine Kosten, eine Vollbestälte Buchdruckerey anlegen und aufrichten, dieselbe mit Allerhandt Teutschen, Lateinischen, Griechischen, Hebräischen und Syrischen Littern in genugsahmer quantität versehen und sich derselben gleich denn andern privilegirten Buchdruckern daselbst geziemend und zu seinen Nutzen gebrauchen möge, dabey aber die Leute mit den Druckern Lohn nicht übersetzen, auch Kein Theologisches-Juristisches oder ander importantes Buch in Politicis, Philologicis 2c. drucken solle, ehe und bevor solches gehörigen Ohrtes in der Censur gewesen, auch überdieß alles Schmäh-Schrifften und was sonsten wider Unsere Hohe Persohn, Königliches Hauß, Religion, Bediente und dergleichen laufen möchte, bey Verlust dieses Privilegij und ernstlicher Bestrafung zu drucken sich enthalten solle. Wir und Unsere Nachkommen, Könige in Preußen 2c., als Hertzoge zu Magdeburg 2c. wollen ihn auch auf verführenden seinen allerunterthänigsten gehorsam dabey jederzeit Aller Gnädigst Schützen, handhaben und erhalten, Gestalt Wir dann Unser Magdeburgischen Regierung, wie auch Unser Friedrichs-Universität und dem Magistrat zu Halle, solches an Unserer Statt gleichfalls zu thun, hiermit Aller Gnädigst und zugleich Ernstlich anbefehlen, Getreulich sonder gefehrde, Jedoch Uns an Unsern, und sonsten Jeder Männiglichen an seinen Rechten ohne Schaden; Uhrkundlich unter Unser eigenhändigen Unterschrift und anhängenden Königlichen Lehn Siegel, Gegeben zu Berlin den Zwey und Zwantzigsten Januarij Nach Chrifti Jesu Geburt, im Ein Tausendt Sieben Hundert und Achtzehenden Jahre. Fr. Wilhelm." E. K.

UNSERE BILDER.

Aufmerksame Zuhörer. Fast jeden Sonntag nachmittag hat Mariechen die Tochter des Dorflehrers Besuch von ihren Altersgenossen; denn sie steht bei denselben in besonderem Ansehen. Weiß sie doch wie keine andere eine Menge von schönen Geschichten zu erzählen, Sagen und Märchen, denen die Zuhörer stets mit größter Aufmerksamkeit folgen. Ebenso geschickt wie unermüdlich kommt sie den Bitten der Gespielen nach und so läßt sie sich auch heute wieder herbei, den beiden schon zum Fortgehen gerichteten Schulkameraden, die den weiten Weg von der Alm herab nicht gescheut haben, noch vor dem Weggang ein besonders schönes Märchen aus ihrem Buche vorzulesen. K.

Die Hohneklippen des Harzes. Bergeinsamkeit! Kaum giebt es eine andere Felsenwildnis, wo es so einsam, so weltstill, so menschenfern, so wüst und öde — und doch so überwältigend erhaben und herzerschütternd ist, wie unter den rauhen Hohneklippen des Oberharzes. Der mächtige Hohnekopf gehört zu den selbständigen Vorbergen des gewaltigen Brockengebirges. Er ist nur 200 Meter niedriger als Altvater Brocken, welcher 1100 Meter über der Nordsee aufragt. Man steigt am besten von Elbingerode über „die drei Annen" oder von Wernigerode über Hasserode — wir sind hier im Lande der aus Wäldern herausgerodeten Wohnstätten) — durchs quellendurchrieselte, grüne Dumkuhlenthal auf den Hohenbruchberg — stundenlang durch hochragende dunkle Tannenwälder, welche den Hohnekopf fast bis zum Gipfel umrauschen. Allmählich werden die Tannen niedriger, krüppliger, bis sie an den Hohneklippen fast ganz aufhören und dem wirren Gestrüpp von Heidel-, Krons- und Rauschebeeren Platz machen. Nur einzelne sturmzerfetzte, sturmgeknickte, halbtote, altersgraue Fichten, mit Silbermoos bewachsen, ragen aus dem Chaos der mächtigen Granitblöcke traurig und müde auf. Der Volksmund nennt die Hohnefelsen auch Landsmannsklippen, weil sie die Grenze eines Forstbezirks bezeichnen, aus welchem sieben Ortschaften des Halberstädter und Wernigeroder Landes Jahrhunderte lang freies Holz bezogen: zum Dank für die freiwillig und wirksam geleistete Hilfe beim Löschen eines großen Heidebrandes, welcher den Tannenwald des Hohnekopfes, ja wohl gar die ganzen meilenweiten Harzwaldungen zu vernichten drohte. Vom Scheitel des Hohnekopfes ragen unsere malerischen Klippen noch gegen sechzig Fuß hoch in die reine, blaue Harzluft auf: kolossale Granitblöcke, im wüsten Gewirr über- und aufeinander geschichtet. Man sieht noch heute deutlich, daß diese riesigen nackten Steinmassen einst — vor Jahrtausenden — turmhohe Felsensäulen waren, welche bei einer Erdrevolution in sich zusammenstürzten und so das heutige Steinchaos bildeten: ein großartiges Bild der Zerstörung durch weltvernichtende Naturkraft. Die tiefen, dunklen Klüfte zwischen den Felsen bergen nicht selten noch im Juli Eis und Schnee, wie auch das berüchtigte Schneeloch am Brocken fast nie schneefrei wird. Von den Hohneklippen läßt sich nur die Leistenklippe erklettern, auf deren Scheitel man einen wundervollen Rundblick hat: über meilenweite dunkle Tannenwälder hinab in die ferne Ebene bis Magdeburg, dessen mächtiger Dom sich aus dem dämmrigen Stadtdunstkreise massig abhebt, hinab in die schöne güldene Au mit dem dunklen Kyffhäusergebirge, hinein in das waldgrüne Thüringerland und hinauf zu den schöngeschwungenen Linien des langgestreckten Wurm- und Brockenberges, hinauf zu dem kahlen Brockengipfel. Der verdienstvolle junge „Harzverein", der in ganz Deutschland seine Mitglieder zählt, hat in den jüngsten Jahren auch die

Wege nach den Hohneklippen geebnet und mit Wegweisern versehen, welche des Harzes Wahrzeichen, die immergrüne Tanne, als Schmuck führen.

Jan Szczepanik. Von verschiedenen Erfindern sind schon Versuche gemacht worden, einen elektrischen Fernseher herzustellen, um ein Bild aus unbegrenzter Entfernung gleichsam telegraphieren zu können. Es hat deshalb allgemeines Aufsehen erregt, als man hörte, daß die Lösung dieses Problems einem jungen galizischen Lehrer, Jan Szczepanik, gelungen sei. Szczepanik hat zu Krosno in Oesterreichisch-Galizien als Lehrer gewirkt und scheint ein geborenes Erfindergenie zu sein. Er hat schon verschiedene Erfindungen gemacht, von denen einige schon praktisch verwertet worden sind. Sein Telektroskop bot er zuerst dem österreichisch-ungarischen Reichskriegsministerium zu militärischen Zwecken, namentlich zur Beobachtung feindlicher Stellungen und Bewegungen auf große Entfernungen, an. Man erkannte die praktische Durchführbarkeit der Erfindung an, erklärte ihm aber, daß die Regierung die fabrikmäßige Herstellung nicht übernehmen könne, sondern daß dies Privatunternehmern überlassen bleiben müsse. Einen solchen fand Szczepanik in dem Wiener Kaufmann Ludwig Kleinberg, der sich mit ihm associerte und ihm die Mittel zur Anlage von Werkstätten und Laboratorien zur Verfügung stellte. Zunächst richtete Szczepanik eine Anstalt in Krosno ein, wo er die Modelle seiner Erfindungen herstellte. Eine davon, die photographische Herstellung von Patronen für alle Arten Webereien, hat der Barmer Bankverein angekauft. Während der letzten drei Jahre hat Szczepanik in Aachen und Lüttich geweilt, mit der Ausführung seiner Apparate beschäftigt; dann siedelte er nach Wien über, um dort mit seinem Compagnon eine große Centralstation zu errichten. Szczepaniks Telektroskop oder elektrischer Fernseher, dessen Konstruktion der Erfinder noch streng geheim hält, soll mit Hilfe der Elektricität Bilder und ganze Vorgänge in jeder beliebigen Ferne sichtbar machen und ebenso Abbilder von Manuskripten, Druckwerken 2c. auf die weitesten Strecken im Augenblick übertragen. Der Apparat ist in allen Ländern patentiert und soll auf der Pariser Ausstellung von 1900 erstmals der Oeffentlichkeit vorgeführt werden. Das in die Ferne zu übertragende Bild wird an der Aufgabestelle in eine Unzahl von Punkten zerlegt, die aus einem Spiegel zurückgeworfen werden. Dabei wird der Lichtstrahl in einen elektrischen Strom umgewandelt, den man auf beliebige Entfernungen leiten kann. Dieser wird auf der Empfangsstation wieder in den Lichtstrahl zurückverwandelt, und dessen Spiegelbild auf einen Wandschirm geworfen. Werden nun alle Punkte des Bildes in raschester Aufeinanderfolge befördert, dann muß das ganze Bild auf dem Wandschirme erscheinen.



Jan Szczepanik, Erfinder des Telektroskops.
(Mit Text.)

Allerlei.

Fataler Doppelsinn. „Aber glaube doch meinen Schwüren, liebe Ella, nie werde ich Dich mehr ärgern, Dein Wille ist mein Wille.“ — „Ja, und Dein Eid ist Mein — Eid.“

Schlagfertig. Schüchterner Jüngling (am Schluß seiner Ferien, zu einem weiblichen Hotelgast): „Ich — ich — ich — gehe morgen fort. Wie lange werden Sie noch, Frl. Schulze, bl—l—l—eiben?“ — Frl. Schulze (schlagfertig): „Wie lange ich noch Frl. Schulze bleiben werde? Das kommt ganz allein auf Sie an!“

Gemeingut. Besuch. „Oh, was haben Sie für eine schöne Bibliothek, Herr Doktor! Da werd' ich mir erlauben, mir ab und zu ein Buch auszuborgen.“ — Hausherr: „Ich verleihe prinzipiell keine Bücher! Die werden nie zurückgegeben.“ — Besuch: „Herr Doktor, bei so feinen Leuten wie wir —“ — Hausherr: „Bemühen Sie sich nicht. Ich weiß, wie meine Bibliothek entstanden ist.“

Eine romantische Liebe. Jeden Abend fand die in Marseille einst gefeierte Schauspielerin Blondine beim Hervorruf unter den kostbaren, ihr zugeworfenen Blumen ein Veilchenbouquet für zwei Sous. Sie wurde neugierig, den ausdauernden, augenscheinlich armen Verehrer kennen zu lernen, und einer ihrer Kollegen machte ihn auch ausfindig. Es war ein ärmlich gekleideter, kaum siebzehnjähriger Jüngling mit dunklem, schwärmerischem Auge. Blondine ließ ihn im Zwischenakt rufen. Er kam und seine Kniee zitterten, die Zunge versagte ihm den Dienst, als er seine bescheidenen Veilchen an ihrem Busen erblickte. Da plötzlich springt er auf sie zu, umarmt sie, daß sie fürchtet, er habe seinen Verstand verloren; doch bald erkennt sie den wahren Grund, — sie war der Gasflamme zu nahe gekommen, ihre Robe hatte Feuer gefaßt; er hatte es erdrückt, sie war gerettet, doch er — starb an den Brandwunden, und Blondine konnte nichts thun, als sein Grab ganz in Veilchen hüllen. St.

Ehemalige Poststreitigkeiten und deutsche Kleinstaaterei. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts versagte Kur-Mainz einer preußischen Fahrpost den Durchgang und das Ausspannen in seinem Gebiete, weil der Fiskus und das Land sich bei dem Privatfuhrwerk weit besser befänden, denn die Posten zahlten kein Accisegeld; sie gingen auch viel zu schnell, so daß Gastwirte, Bäcker, Sattler, Schmiede, Bierbrauer und Weinschänker an den Landstraßen nicht die Nahrung hätten, wie bei den Lohnfuhrwerken. Dann heißt es in der betreffenden kurmainzischen Urkunde weiter: „Es können auch die Posten, die sich nicht wollen visitieren lassen, allerhand verdächtiges Gesindel ins Land schleppen, welches denn auch Ihre jetzt regierende kaiserliche Majestät bewogen hat, besonders als Sie vernahmen, daß voriges Jahr der am königlich schwedischen Hofe befindliche französische Emissarius von Bonac sich in einem solchen Postwagen mitten durch das ganze heilige römische Reich deutscher Nation praktiziert habe, sowohl bei uns als verschiedenen anderen Kurfürsten und Ständen des Reiches, ernst und nachdrücklich auch die gänzliche Ab- und Einstellung all dieser vermaledeiten Postwagen anzutragen.“ K.

Gemeinnütziges

Fettflecken aus Papier lassen sich leicht entfernen, wenn man dieselben mit gebrannter Magnesia einreibt, welche zuvor mit Benzin zu einer krümelig-breiigen Masse angemacht wurde. Die Magnesia wird nach dem Verdunsten des Benzins abgeklopft. Aber Vorsicht beim Gebrauche, das Benzin ist feuergefährlich.

Gegen die Kräuselkrankheit der Pfirsichbäume wendet man mit Vorteil das Bespritzen mit Bordeauxkaiserbrühe an, jedoch muß es zeitlich nach dem Austreiben geschehen. Vor dem zweiten Triebe nochmals angewendet, bleiben die Pfirsichbäume vollkommen gesund. Ist es jedoch zum Bespritzen schon zu spät oder dasselbe versäumt worden, so müssen alle von der Krankheit befallenen Blätter und Zweige abgekneipt werden. Eine Stange mit angebrachter Schere leistet gute Dienste.

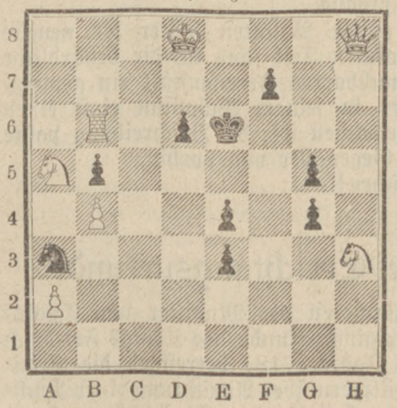
Behacken der Beete bei trockener Witterung. Manche Gärtner glauben, man dürfe bei sehr trockener Witterung die Gemüsepflanzenbeete nicht behacken, indem sie dann zu stark austrocknen. Dies ist durchaus nicht der Fall. Der bei trockenem, heißem Wetter gelockerte Boden bleibt in der Tiefe feuchter und kühler als der geschlossene, nicht gelockerte, weil erstens die zwischen den gelockerten Bodenteilchen befindliche eingeschlossene Luft als schlechter Wärmeleiter ein zu tiefes Eindringen der äußeren Wärme verhindert und zweitens der gelockerte Boden weit mehr atmosphärische Feuchtigkeit (Tau) aufzunehmen und zu Tropfen zu verdichten im stande ist, als geschlossener, auch drittens in dem gelockerten Boden die Prozesse der Verwitterung und Zersetzung weit regelmäßiger und vollkommener vor sich gehen, als in einem geschlossenen.

Vorbereitung für Zwiebelkultur. Die Zwiebel (Eß- oder Speisezwiebel) bedarf wohl zu ihrem besseren Gedeihen eines nahrhaften, doch nicht frisch gedüngten Bodens. Die Zwiebelgärtner und Zwiebelbauern bauen sie gewöhnlich auf dem Felde auf Land an, welches das Jahr vorher mit starkzehrenden Gemüsearten wie Kraut, Wirsing 2c. bestellt gewesen und mit Stallmist gedüngt worden war. Diese Gemüse haben die rohen Teile des Mistes aufgezehrt und was von letzterem noch verbleibt, genügt der Zwiebel und ist ihr zusagend. Beim Anbau der Zwiebel im Garten ist es nun nicht immer möglich, diese nur auf ein Jahr vorher gedüngtes Land zu bringen, sondern man ist da bisweilen gezwungen, ihr ein weniger nährreiches anzuweisen. In einem solchen Falle ist nun eine Herbstdüngung anzuempfehlen, nur darf man bei dieser keinen ganz frischen, sondern muß mehr schon älteren Dünger verwerten; hat man aber keinen älteren, so grabe man den Dünger beim Umgraben im Herbst nicht ein, sondern streue ihn nur obenauf, im Frühjahr aber reche man ihn wieder ab. Das Lagern dieses Mistes während des Winters auf dem Lande genügt vollständig, dieses für Zwiebeln nährkräftig zu machen.

Problem Nr. 185.

Von J. Rayner.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6. Ein Mädchenname.
2 3 4 5 6. Ein Vulkan.
3 1 3 5 4 6. Ein Mädchenname.
4 5 3 1 1 3. Eine Pflanze.
5 3 1 2 3. Ein mythologischer Fluß.
6 5 4 6 5 6. Stadt in Spanien.

Die Anfangsbuchstaben ergeben von oben nach unten gelesen, einen deutschen Mädchennamen. Ferd. Peuker.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

C
Uhu
Psalm
Florenz
Charleroi
Chimborasso
Treuchtlingen
Stiefmütterchen
Champselysees
Melanchthon
Philomene
Scorbut
Soden
Bar
y

Charlotte Corday.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.